



Illustriertes belletristisches Unterhaltungsblatt.

Wöchentliche Beilage zu über hundert angesehenen deutschen Zeitungen.
 Expedition und Annoncen-Aannahme: Charlottenburg bei Berlin, Berlinerstr. 40. (Auch durch alle größeren Annoncen-Bureaus.)

29. Jahrg.

— Hoffnung. —

Der Winter kam und macht zu nicht
 Des hellen Sommers warmes Licht!
 Bracht Deinen Blumen weiß und rot
 Der häßlichen Vernichtung . . . Tod!

Der Gartenplatz ist öd und leer . . .
 Das hoffnungsvollste Herze schwer.
 Ob uns wohl wieder Blumen blühen?
 „Gewiß! — Doch müssen wir drum uns bemühen!“ — *Abba von Hermann.*

— Der Bursche des Prinzen Alexander. —

(Fortsetzung).

Roman von Victor Gelling.

(Nachdruck verboten.)

„Das ist mein Tod!“ rief Auguste Walter. „Und außerdem der Herr gibt das niemals zu.“ (Der Herr war Herr Prengel in diesem Falle.) Nein, niemals würde Friedrich Prengel das zugeben.

Die Herren am Stammtisch waren alle derselben Ansicht; Postmeister Mehler nur meinte, da werde Prengel nicht lang und breit gefragt werden. Da gäbe es Präzedenzfälle. —

Der Lehrer Falke pflichtete bei.

„So ein Filou!“ sagte Andresen, der aus Stettin kam und den man mit der Neugier empfang, noch ehe er auf den Stammtisch gepocht und Platz genommen hatte.

Auch Herr Gerstenberger, der abseits saß, weil er nicht zum Stammtisch rechnete, beteiligte sich von seinem Plaze aus an dem Disput, der heute entbrannt war. Er durfte sich das erlauben. Gott der Gerechte — wenn er dem Wilhelm Gad auch gekündigt hatte — schließlich war er doch noch der Chef von Wilhelm Gad!

„Prengel hätte den jungen Menschen adoptieren sollen. Dann wäre es besser. Vielleicht tut er's jetzt!“

„Nichts wäre besser! Und jetzt läßt sich das überhaupt nicht mehr tun. Jetzt, wo der leibhaftige Vater da ist. Da hat der doch auch noch ein Wort mitzureden! — Der Filou!“

Andresen und der Postmeister kannten den Komödianten noch, oder sie behaupteten es wenigstens, sich noch ganz genau auf ihn besinnen zu können. Der Postmeister, der seit seiner Kinderzeit, wo er sich einmal über einen Neuruppiner Bilderbogen hergemacht und ihn bis zur Unkenntlichkeit verschmiert hatte, keinen Pinsel in der Hand gehabt hatte, schwor darauf, er könne den Menschen noch malen!

Jedenfalls war es sehr interessant, wie sich der Pflegevater zu dem Falle stellen würde.

Das Bureaupersonal von F. F. Gerstenberger, Futtermittel en gros, erfuhr es natürlich auch. Aber auch das Personal besaß soviel



Aus den Vogesen: Deutsche Schneeschuhtruppen in ihrer neuen Winteruniform.

Feingefühl, den jungen Gad nicht auf das Verhängnis, das über seinem Haupte schwebte, anzusprechen. Außerdem hatte es sich der Chef im Interesse des Taktes, auf den er, wie sie ja alle wußten, nun einmal große Stücke hielt, verboten.

Und Wilhelm Sad, der mit der Feder über das Papier fragte, war ganz betroffen, als ihn am nächsten Morgen sein Prinzipal zum erstenmal lobte. Er war um so verwunderter, als er es diesmal ganz und gar nicht verdient hatte. Erstens enthielt seine Rechnung, die er dem Chef vorlegte, sechzehn Fehler, und zweitens war ihm das Tintensatz ausgerutscht und hatte den ganzen schönen Bogen verunziert.

Aber, wie gesagt, Herr F. F. Gerstenberger drückte nicht nur ein, sondern zwei Augen zu. O, er besaß Takt!

8.

Und während das Köslin, das unseren Friedrich Prengel kannte und schätzte, sich in heller Aufregung befand; während sich Herr Baumann auf der Jagd in Lubes erfreute, weil er wußte, daß die Flaschen alle richtig mit der Bahn nach Schlave, Bütom und Schivelbein und bis hinauf in das immer mehr aufblühende Boppot verladen und unterwegs waren und die weiteren Flaschen, die für Klügen bestimmt waren, nun erst gefüllt werden mußten; während Auguste Walter von Zeit zu Zeit ihr rotes Schnupftuch hervorholte und sich eine verstoßene Träne aus den Augen wischte; und während Wilhelm Sad grübelte, wie er sich um alles in der Welt den Stimmungsumschlag seines Prinzipals erklären sollte; und während zwischen der Polizei von Köslin und der Polizei der freien Stadt Hamburg der Draht spielte — währenddessen plätscherte Friedrich Prengel im Strome von Groß-Berlin.

Er fühlte sich gleich am ersten Abend im höchsten Grade abgespannt. Die Atmosphäre, die ganz von elektrischen Verhältnissen getränkt schien, die geräuschvollen Straßen, in denen neuerdings ein Automobil hinter dem andern herjagte, und hinter jedem wieder ein wehender Schleier von Staub und verbrauchtem Del und Benzin, der Einfluß dieser Atmosphäre wirkte unheilvoll auf ihn ein.

Früher als in anderen Jahren suchte er sein Hotel auf. Gegen das ungewohnte Lärmen gab es nur ein einziges Mittel — „Ruhe“.

Aber wo diese hernehmen? Im Hotel Brösicke seligen Erinnerns, da hatte er sie gefunden. Da trug man seinen Bedürfnissen Rechnung. Da lag sein Zimmer nach hinten hin-

ten es sich förmlich zum Spaß, möglichst geräuschvoll und anhaltend ihre Supen erklingen zu lassen. Es mußte unglaublich viele Automobile geben, Droschken sowohl als auch private. Das hatte er schon am Stettiner Bahnhof festgestellt. Der



Der österreichisch-ungarische Kriegsminister v. Krobatin wurde vom Kaiser Franz Joseph in den Freiherrnstand erhoben.

ganze Platz war ja von diesen modernen Ungeheuern besät gewesen. Ueber Nacht war diese Drachensaat aufgegangen.

Und in das Staunen über das Neue und Schöne, das in diesen zwei Jahren in dem ewig ungebärdigen, schaffenden Berlin entstanden war, mischte sich bei Friedrich Prengel eine wehe Sehnsucht. Es war eine Sehnsucht nach dem Berlin mit dem Hotel Brösicke.

Und Brösicke hatte es ihm nicht einmal wissen lassen, als er sein Hotel der Spishade auslieferte! Das schöne Hotel, in dem er nicht als Provinziale angesehen wurde.

Dem Portier dieses Hotels — den Besitzer hatte er noch nicht zu Gesicht bekommen — traute er es zu, daß er ihn für einen Provinzialen ansah. Dem traute er alles zu.

„In dem kleinen Schloßchen hier dicht bei,“ hatte er ihn gefragt, „wohnt jetzt ein Prinz, nicht wahr?“

„Das stimmt,“ hatte der kurz geantwortet.

Aber so kurz ließ sich Friedrich Prengel nicht antworten.

„Ganz recht,“ hatte er weiter gefragt, „und was tut er denn?“

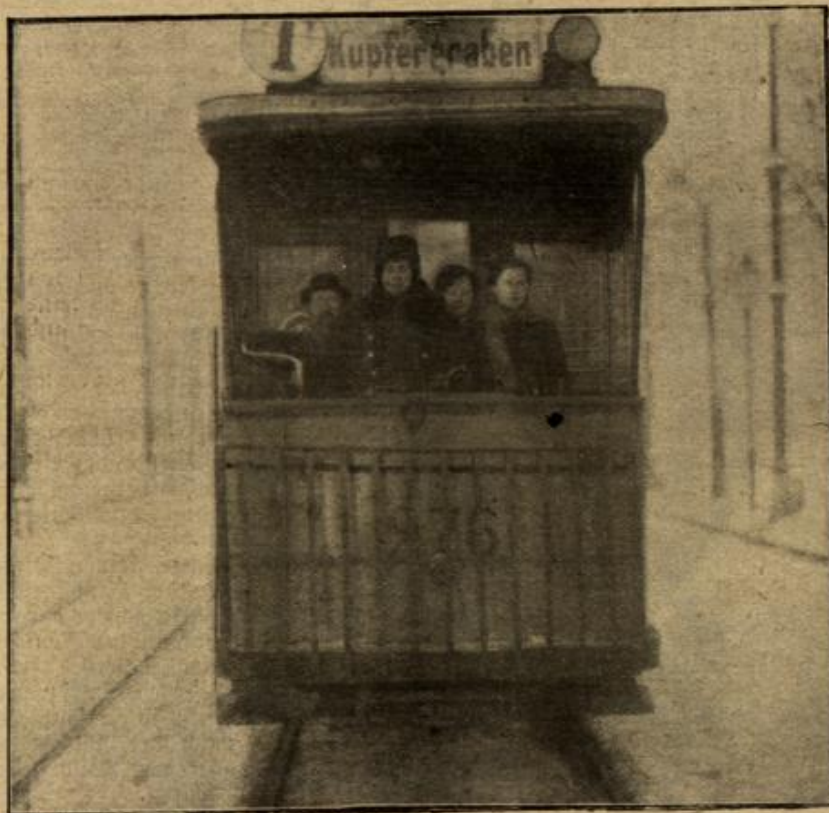
„Wer? Der Prinz? — Der tut jarnischt!“ Und dabei hatte dieser Mensch gelacht. „Außerdem steht er bei den Garde-Manen,“ hatte er schließlich hinzugesetzt und sich achselzuckend von dem Frager abgewandt.

Und schweigend, wie eine feindliche Batterie, der man übel mitgespielt hat, verhielt sich von nun an auch Herr Prengel diesem Manne gegenüber. Dieser Mann war nicht sein Mann.

Berlin selbst aber zeigte sich ihm am nächsten Morgen in gewohnter Frische und Großartigkeit.

Gleich früh wurde Prengel von den trauten Klängen eines Spielmannszuges, der an der Spitze eines Bataillons zum Felddienst ausrückte, aus den Federn ans Fenster getrieben. Die Wohnung hatte also doch ihre Sonnenseiten! Mit Musik geweckt zu werden, ist schön. In Köslin kam das nur zu Kaisers Geburtstag vor, hier war fast täglich Wachtparade.

Und kaum war das Bataillon Garde leichten, freien Schrittes vorübermarschiert, um auf seinem ferneren Lebensweg von Segenswünschen unseres lieben Friedrich Prengel begleitet zu werden — schon bot sich dem vom Fenster Zurücktretenden eine neue Ueberraschung: das Hotel besaß den unschätzbaren Vorteil, in seinem Bereich ein Zimmermädchen zu



Wieder ein neuer Kriegsberuf für Frauen. Der erste weibliche Straßenbahnführer in Berlin.

aus. Der Lärm der Straße verhallte mit dem Moment, wo er seine Stiefel vor die Tür setzte und dieselbe abschloß.

Hier war das anders. Hier kannte man ihn nicht. Hier schien man überhaupt nur Zimmer zu haben, die nach der Straße mündeten. Jeder Hufschlag, der auf dem Asphalt zu hören war, drang zu ihm hinauf. Und diese Automobile mach-

besitzen, wie sie Friedrich Prengel nur von Bildern oder aus etwas künstlerisch angehauchten Träumen kannte. Dieses Mädchen war reizend. Schon nach wenigen Minuten war er mit ihm in der muntersten Unterhaltung. Während sie ihm seine Stiefel hereinsetzte, erfuhr er, wie sie heiße, während sie das Frühstück brachte, wie alt sie war und wo sie das Licht der Welt erblickt hatte, und als sie, die Gefällige, ihm beim Befestigen der Hosenträger behilflich war, war ihr Friedrich Prengel bereits einmal mit der Hand liebevoll über die Wangen gefahren.

Ach ja, mochte das moderne Berlin nur wachsen und vor lauter Gast und Bauen und Erweitern und Verschönern keine Zeit mehr haben für die allerpersönlichsten Wünsche von Friedrich Prengel — er würde schon noch empfindungsstrophe Herzen finden! Ihm war nicht bange.

Und frohgelant zog er in den Morgen hinein. Heute gefielen ihm sogar die Automobile schon. Sie sahen schmutz aus, das war keine Frage. In allen Farben sah er sie. Und auch die Geschäfte hatten sie sich schon dienstbar gemacht. Ja, man hatte es weit gebracht.

Laut klingelnd, rasselnd, mit Fanfarenrufen brach sich die Feuerwehr Bahn durch die Menge. Pferde schwersten Schlages brausten in den Straßen galoppierend über den Asphalt. Gleich vier Wagen hintereinander, mit diesen ungeheuer großen Pferden, mit Spritzen, Schläuchen, Leitern und den Bedienungsmännern. Wie eine Momentphotographie tauchte der Löschzug auf und verschwand, und weit in der Ferne nur ein schnelles Klingeln, eine langgezogene Fanfare.

So ist das Leben in Berlin. So stürmt es dahin vom Morgengrauen bis in die Nacht hinein. Es kennt kein Verschmähen. Brausend, gepeitscht, wie unter dem Druck eines Gewaltausbruches der Naturelemente wird der Müßige, wie der Schwache vortwärtsgerissen. Das Leben ist ein Spiel ums Leben.

An diesem Morgen machte Friedrich Prengel seinen Besuch bei den Damen des Kreissteuerrates a. D. Schünemann, die er in Köslin kennen gelernt hatte. Er wurde artig, als er vorbrachte, daß er nur geschäftlich in Berlin sei und nur einen kurzen Besuch machen könne, sogar herzlich aufgenommen. Nun sollte er alles haarklein erzählen, was in den anderthalb Jahren in Köslin passiert war.

Das war nicht sehr viel, und das, was ihn interessierte, war wieder für Fräulein Lotte Andresen und Frau Alma Schünemann uninteressant. Der Kreissteuerrat mischte sich überhaupt nicht in die Unterhaltung, er wurde nur von Tante Lotte hineingezogen, die ihm Vorwürfe machte, er habe den Schlüssel zum Büfett verlegt. In diesem Büfett aber befand sich eine volle Flasche Sagradawein, den man dem lieben Gaste anbieten wollte. Da sich aber der Steuerrat um alles in der Welt nicht bekümmern konnte, daß er jemals diesen Schlüssel besessen, noch gar, daß er ihn — wie seine Schwägerin behauptete — verlegt hatte — „er solle nur genau nachsehen, der Schlüssel könne doch nicht aus der Welt sein, er müsse sich doch finden!“ — so unterblieb die Bewirtung mit dem Sagradawein. Friedrich Prengel hatte ohnehin gedankt. Fröhlich trank er keinen Alkohol.

Und Friedrich Prengel berichtete von den Sorgen, die ihm die Karriere seines Pflege Sohnes Wilhelm mache.

„Der Junge hat so gar nichts Reelles fürs Leben von Haus aus mitgebracht. Sein Vater war leider Schauspieler.“

Die Damen Lotte und Alma wechselten einen Blick.

„Ja, das ist etwas Schreckliches mit den Schauspielern,“ sagte Frau Schünemann.

„Beziehungsweise mit denen, die es werden wollen,“ setzte Tante Lotte hinzu. „Wir hatten uns das mit unserer Nichte Olga auch anders gedacht, damals in Köslin. Wir hofften immer, das sei nur eine fixe Idee, daß sie durchaus auf die Bühne wolle. Aber sie war ja ganz vernarrt in diesen Beruf. Wir haben nachgeben müssen. Sie studiert und lernt den ganzen Tag.“

„Kann ich sie sehen?“ fragte Herr Prengel.

„Sehen? Wo denken Sie hin! Oly wohnt gar nicht bei uns. Sie wohnt in dem dramatischen Institut, wo sie lernt. Sie ist so begabt!“

„Ebenso schön wie begabt,“ setzte die Schwester hinzu.

„Ja, das ist sie; und eben deshalb, weil sie so furchtbar begabt ist, hat sich der Direktor des Institutes erbötet, sie ganz und gar auf seine eigenen Kosten ausbilden zu wollen. Das hat uns natürlich schwere Stunden bereitet, dieser Entschluß —“

„Und die Verantwortung —“

„Ja, und wir haben uns mit Händen und Füßen dagegen gestraubt. Und es wäre auch besser, Herr Prengel, Sie er-

zählten das zunächst meinem Bruder in Köslin gar nicht. Er macht sich sonst noch viel schlimmere Gedanken, als wir sie uns so schon gemacht haben. Und außerdem wird ja alles noch recht gut werden. — Emil, hast Du den Schlüssel immer noch nicht? — Sehr gut werden, sage ich. Denn fleißig ist Oly. Es ist schade, daß Sie sie nicht sehen. Es ist ein so schönes Mädchen. Alle Welt bewundert ihr Aussehen, ihr schönes Haar. Ach, und der Herr Direktor hat gesagt, so etwas von Talent habe er überhaupt noch nicht erlebt, und Oly mache ihren Weg. Wo sich andere ihr ganzes Leben lang plagen müßten, das könne sie alles spielend . . .“

Friedrich Prengel erhob sich. „Meine Geschäftsfreunde,“ sagte er. „Und nicht wahr, Sie besuchen uns recht bald einmal wieder in Köslin. Wir haben jetzt auch ein Bismarckdenkmal —“

Die Damen versprachen alles. Der Kreissteuerrat brachte den Gast bis vor die Tür und setzte ihm umständlich auseinander, daß er ohne umzusteigen mit der 47, der 61, 62 und 64 fahren könne. Wenn er aber mit der 57 fahren wolle, die ebenfalls an der Ecke halte, so müsse er dann in die 28 umsteigen.

9.

Und Friedrich Prengel ging, der Bewunderung voll, was der Berliner alles in seinem Kopfe haben mußte. Ein Berliner Gehirn, das war wie ein mnemotechnischer Akkumulator, der täglich vom Strom der differenziertesten Zahlen, Affoziationen und Vorstellungen gespeist wurde. Für die Bequemlichkeit gab es keine behagliche Minute. Alles war voll Verzwicktheiten.

In Köslin aber ging es eben den Weg entlang, am Bache hin, durch die reinlichen Straßen, über die Wiesen nach den kleinen Wirtschaften mit ihren vereinsamten Veranden.

Hier, nachdem er glücklich zweimal in der falschen Richtung aufgestiegen war, wäre er beinahe noch unter die Räder eines Lastautomobiles geraten. Wurde er denn wirklich schon so alt? Er war abgeheft, als er bei Herrn Stoppod in der Mohstraße anlangte.

Stoppod hatte ihn schon erwartet.

„Das ist recht, daß Sie Ihre alten Freunde mal wieder aufstöbern! Das ist ja eine Ewigkeit lang her, daß Sie sich nicht bei uns haben sehen lassen! Drei Jahre, was?“

„Zwei. Noch nicht zwei! Aber Berlin wird immer größer, immer größer!“

„Das will ich meinen! Machen Sie sich's nur recht bequem, lieber Herr Prengel.“

„Je weiter man hier herauskommt, um so feiner wird es, und statt daß die Häuser endlich alle werden, scheinen sie sich zu verhundertsfachen. Sie haben auch den Laden vergrößert. Ich wäre beinahe vorübergelaufen.“

„Vergrößert und verschönert! War auch nötig. Erstens die Konkurrenz und zweitens ist ja jetzt mein Sohn mit ins Geschäft, seit er vom Militär zurück ist. Dem haben seine zwei Jahre bei die 177er in Dresden gut getan. Nun, und wie geht's bei Ihnen?“

Prengel seufzte. „Ach wissen Sie, deswegen wollte ich eigentlich mit Ihnen sprechen. Wilhelmchen ist jetzt an die achtzehn. Er hat bei F. J. Gerstenberger gelernt. Er paßt aber nicht für den Betrieb. Ich nehme ihn heraus. Er ist noch recht ungeübt oder wie soll ich sagen?“

„Und Sie wissen nicht recht, wohin mit ihm?“

Prengel nickte.

„Mensch, bald achtzehn alt? Ist er denn tauglich? Da lassen Sie ihn doch erst dienen! Das wirkt Wunder! Dann findet sich allemal Rat. Immer hinter den Schulbänken sitzen und denn ins Kontor, wie Sie das gemacht haben, das taugt nichts. Es soll doch sonst so'n netter Bursche sein, sagten Sie. Und groß, nicht wahr? Den lassen Sie man erst seine zwei Jährchen runterpußen, Sie sollen mal sehen! Meinen Albert kennen Sie gar nicht wieder? Es ist schade, daß er nicht da ist. Der ist heute in Brüg bei der Großmutter. Aber Sie kommen wohl mal wieder vor?“

„Wissen Sie, Herr Stoppod — das mit dem Militär, das ist, scheint mir, kein unebener Rat. Und Wilhelmchen war ein guter Turner. Er ist ganz fersengerade gewachsen, und Soldaten spielen, das hat er immer sehr gern gemacht. Das machte er mit dem Reffen des Kommandeurs unseres Kadettenhauses und auch mit anderen. Ich habe manchmal meine Freude daran gehabt. Auch die Pferde interessierten ihn immer sehr. Der kennt jedes Pferd in Köslin, wenn er's nur einmal gesehen hat. Und ich selbst hänge ja auch Gott weiß wie an unserem Militär. Ich bin ja nun schon über 16 Jahre Ehrenmitglied in unserem Verein —“

(Fortsetzung folgt.)

Reiseerlebnisse.

Kleine Erzählungen von Melchior Weyler.

(Nachdruck verboten.)

Ottegebe.

Jrgendwo vor einem Bahnhof wartet eine Mädchenschar nach einem Schulausflug auf das Kommen des Zuges, der sie wieder nach Haus bringen soll. Vor einem Automaten, der Schokolade, gebrannte Mandeln, Pfefferminzfigeln und andere Herrlichkeiten verkauft, ist ein großes Gedränge.

Drei kleine Mädchen, dreizehn, vierzehn Jahre alt, beratichlagen eifrig, was sie kaufen sollen, und drehen ihre Groschen aufgeregt in heißen Händen. Eine von ihnen sieht aus wie das Kind Ottegebe im armen Heinrich, blond, schlank, biegsam und zart, mit großen, blauen, überirdischen Augen. Im weichen, seidigen Haar trägt sie, wie eine Krone, eine Eisenranke.

Sie macht als die letzte ihren Einkauf und als sie sich mit ihrer Tafel Schokolade umwendet, sieht sie plötzlich ganz nahe einen Verwundeten, der langsam, mühselig, mit zwei Stöcken daherhumpelt. Das Kind bleibt stehen, drei Herzschläge lang, und wird bleich wie ein Leinentuch, und ihre großen Augen, flammend von Mitleid und Liebe, ruhen wie Scheinwerfer auf dem armen, kleinen, jungen Soldaten.

Plötzlich kommt Leben in das ganz erstarrte Kind, eine rote, heiße Welle überslutet ihre Wangen, und sie tritt schnell auf den Soldaten zu und reicht ihm die Schokolade — stumm, aber mit einer schenkenden, hingebenden Weihgebärde von unendlicher Schönheit. . . .

O Du liebes Kind Ottegebe . . . Morgen wirst Du Julia sein, bald vielleicht Isolda, und wenn Gott Dich lieb hat, wird er Dir das glückliche Alter der Paucis schenken.

Das Schönste.

Die Bekanntschaft mit diesem Landwehrmann wurde im Wartesaal eines kleinen Bahnhofes einer Kreisbahn gemacht, beim Harren auf einen Zug, der nicht kommen wollte. Kein Mensch wußte, wo er blieb, und wo er „herumluderte“, wie der aufgeregte Herr Vorsteher sich ausdrückte.

Mein Landwehrmann saß geruhig in seiner Ecke und rauchte gelassen eine Zigarre. Er hatte ein ernstes, härtiges Gesicht und nachdenkliche Träumeraugen. Ich mußte plötzlich an Jakob Böhme, den mystischen Schuhmacher denken. . . .

Wir kamen schnell ins Gespräch, und ich erfuhr, daß er Verwandte besucht hatte, und daß er ein Uhrmacher war. Uhrmacher sind immer Philosophen. . . . Da wir dasselbe Ziel hatten, beschloß ich, die Unterhaltung fortzusetzen.

Natürlich sprachen wir gleich vom Kriege, und er fing an zu erzählen. Er war in Belgien und Frankreich gewesen, er hatte viel Großes mitgemacht, aber die kriegerischen Ereignisse, Kampf, Sturm, Schützengraben, streifte er nur so nebenher, und er verweilte lieber bei dem, was „schön“ gewesen war.

Und schön war viel — der erste Brief aus der Heimat, das erste Liebesgabenpaket, das erste Quartier bei guten Leuten, eine Zigarre, die ihm der Major gegeben hatte, das erste Bett nach harten Wochen, Raufahrten mit französischen Mädchen, ein Konzert in einer Kirche, ein plötzliches Wiedersehen mit einem alten Schulfreund, ein Stoß Zeitungen, ein Gärtchen, das sie sich vorm Unterstand angelegt hatten, ein Gärtchen mit Blumenbeeten und Rabatten für Salat und Radieschen, die der Hauptmann so gerne mochte. . . .

Uebrigens hatte sich der Zug inzwischen doch noch glücklich eingestellt, und wir waren längst unterwegs.

Ich hörte staunenden Ohres zu und freute mich sehr über diese Erzählung meines Lebenskünstlers von Landwehrmann. Man konnte wirklich ganz vergessen, daß er all dies Schöne im Kriege erlebt hatte. Es war ganz so, als ob er Reiseerinnerungen ausfrante, dieser Uhrmacher, Erinnerungen von einer Reise, die manchmal beschwerlich, manchmal sogar mit einigen Gefahren verbunden gewesen war.

„Was den Frieden und die Heiterkeit der Seele angeht,“ dachte ich mir, „so bist Du doch ein Better im Geist von Jakob Böhme, dem Schuster, und Deine Augen haben mich nicht betrogen.“

Er erzählte immer weiter in ruhiger Munterkeit, und wir waren plötzlich angekommen, ich weiß nicht wie — die anderthalb Stunden Kleinbahnfahrt waren wie im Fluge vergangen.

Wir gingen noch ein paar Schritte zusammen in die Stadt, und als wir uns gerade trennen wollten, kam mir noch der Einfall, ihn zu fragen, was denn nun von all dem Schönen da draußen das Schönste gewesen wäre.

Er befaß sich einen Augenblick.

Dann sagte er: „Das Schönste? Ja, das war wohl die erste Verche . . . Stundenlang hatten die Kanonen gebrüllt, mit einem Male war alles still und über uns sang eine Verche. . . . Das war wohl das Schönste.“

Daß einem die Tränen doch so lose sitzen. . . .

„O, Du Barbar,“ dachte ich, „eine Verche!“

Und dann lud ich mir den Verchenmann zum Nachtmahl ein.

Die Nelke im Knopfloch.

Oskar Wilde hat eine entzückende Komödie geschrieben: „The importance of bying earnest.“ Ich werde nächstens eine wunderschöne Abhandlung schreiben: „Die Wichtigkeit, eine weiße Nelke im Knopfloch zu tragen“, denn die weiße Nelke im Knopfloch hat mir vor vielen Jahren schon Alfred Lichtwarks Gunst erworben, und gestern Abend habe ich durch die Nelke eine sehr erfreuliche Bekanntschaft gemacht.

Und das ist so gekommen.

Ich stieg irgendwo in einen späten Zug, der vom Westen kam, und als ich saß, sah ich mir gegenüber einen jungen Offizier, der seinen Mantel über den Knien ausgebreitet hatte, der ein großes Messer in der Hand hielt, die Spitze nach oben — *menacer le plafond* nennt der Franzose das so hübsch, und es ist namentlich beim Essen sehr anmutig — und der mich mit seinem hübschen und geistigen Gesicht ganz entsetzt anstarrte. Es war leicht zu merken, daß ich ihn sehr gestört hatte. . . . Ich gab mir Mühe, an ihm vorbeizusehen, bemerkte neben ihm ein aufgeschlagenes Inselbuch, das so lag, daß man den Titel lesen konnte —: *Mogens* . . . und es war nun nicht zu vermeiden, daß sich mein Blick zu ihm zurückwandte, denn diesen jungen Barbarenleutnant, der aus dem Felde heimkehrend Jens Peter Jacobsen liest, den mußte ich mir ganz einfach noch einmal, und zwar genau ansehen, was hoffentlich jedermann begreifen wird. In diesem Augenblick sagte sein Gesicht ein trotziges „Und wenn schon!“, und er schnitt mit schneller und heftiger Bewegung von seinem Mantel einen Knopf ab, der mir fast an die Nase sprang.

„Ich mache mir meinen Mantel zurecht,“ sagte er erklärend: „Entschuldigen Sie.“

Das war der Anfang unserer Freundschaft.

Ich erfuhr dann zunächst die Geschichte dieses Mantels. „Meiner war eines schönen Tages weg,“ sagte der Leutnant, „und Gott mag wissen, wo er geblieben ist. Dann habe ich diesen hier geerbt. . . . Wirklich geerbt von einem Kameraden, den wir begraben mußten. . . . Aber er war mir zu weit, und der Wind fuhr überall herein, und Regen und Schnee auch. Na, da habe ich mir denn überall Knöpfe angenäht und Haken und Dosen, die mir meine Schwester Gott sei Dank eingepaßt hatte. . . . Da ging denn die Geschichte. . . . Sie sehen selbst, überall sitzen solche Dinger. . . . Da draußen haben sie mich nicht gestört, aber jetzt, wo man wieder unter Menschen kommt, sind sie mir plötzlich schwer auf die Seele gefallen, und ich wollte den Mantel wieder in menschenwürdigen und vernünftigen Zustand bringen. Aber bis Dingsda — er nannte auch mein Reiseziel — „werde ich nicht damit fertig, denn wir sind ja in zehn Minuten da, und ich habe da alles angenäht, als wenn's für die Ewigkeit halten sollte.“

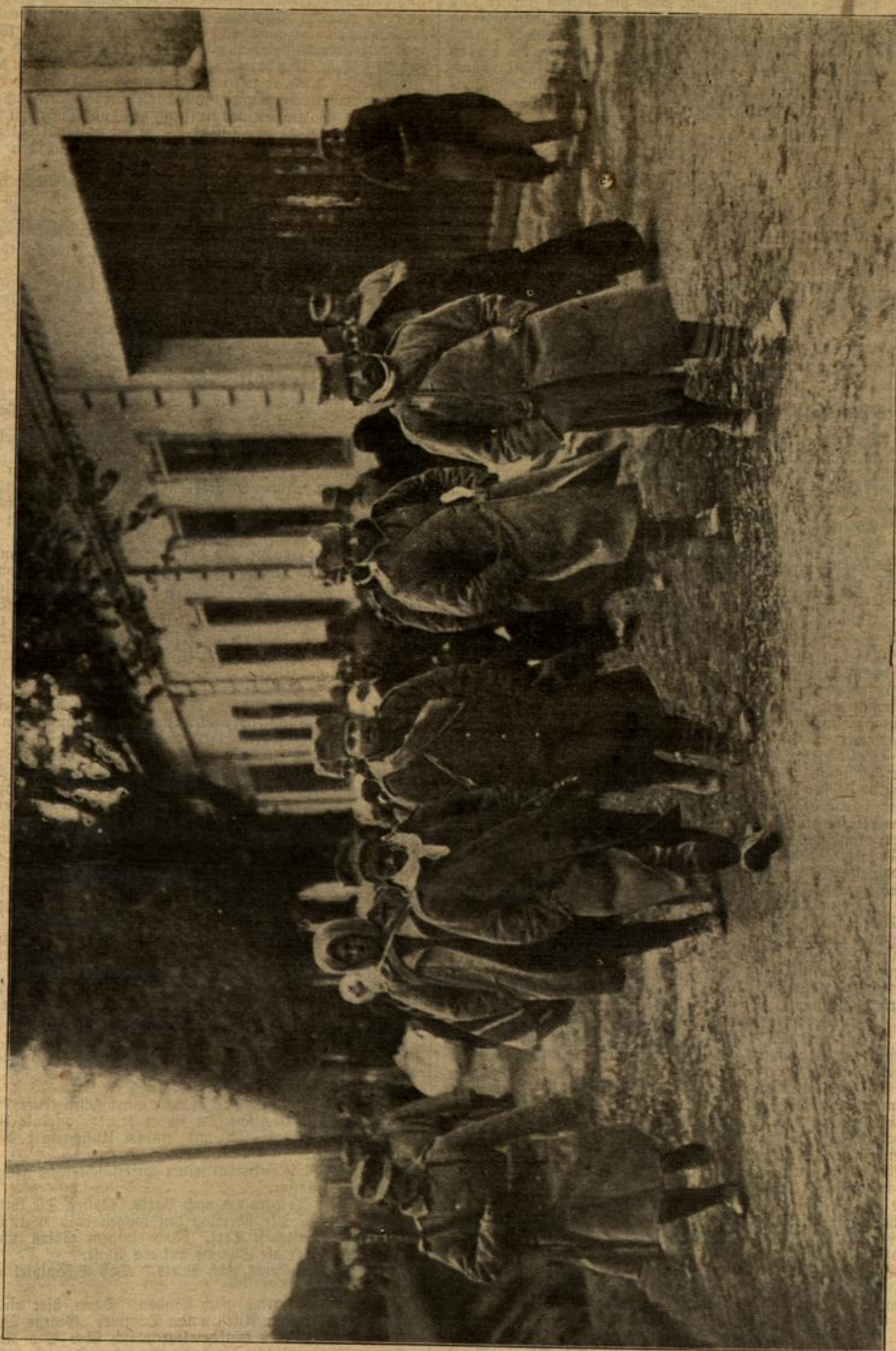
„Ich helfe Ihnen,“ sagte ich.

Und dann holte ich mein Taschenmesser heraus und wir arbeiteten wie die eifrigsten Schneiderinnen, eine ganze Weile.

Bis wir uns plötzlich ansahen und in ein lautes Lachen ausbrachen, das bis Dingsda kein Ende finden wollte. Dabei kam natürlich unsere Arbeit nicht weiter. Aber wir fanden plötzlich, daß gar nichts darauf ankäme. Dafür hatten wir beschlossen, vorm Schlafengehen noch eine Stunde zusammen zu verschwätzen und wenn möglich — die Polizeistunde war schon überschritten — noch etwas Ekbares und Trinkbares aufzutreiben.

Nun, aus dieser Verlegenheit befreite uns der freundliche Gastwirt, der uns allerlei hübsche Sachen aufs Zimmer schickte.

Der junge Krieger hatte sich's bequem gemacht. Er lag auf dem Divan, reckte sich wie eine Kage in der Sonne, rauchte und ließ sich bedienen. . . . Ich sage ja, man entwickelt jetzt die erstaunlichsten Fähigkeiten, und der Krieg, der große Zauberer, bringt die Menschen mit der Geschwindigkeit der Kinodramen zusammen. . . .



Serbische Kriegsgefangene auf dem Wege zur nächsten Bahnstation.

Plötzlich richtete er sich auf, lachte mit weißen Zähnen und sagte ganz vergnügt: „Wissen Sie, daß es furchtbar nett ist, daß wir uns getroffen haben? Und wissen Sie, was mir gleich so gut gefallen hat, die schöne, große, weiße Nelke, die Sie da im Knopfloch haben. Das ist einfach schlemmerhaft schön.“

„Ja, die Nelke!“ sagte ich. „Sehen Sie, ich bin auch ganz verliebt in diese Blumen, in Blumen überhaupt, und ich trage so gern eine Blume im Knopfloch, namentlich jetzt, weil mir das wie ein Bekenntnis zur Schönheit vorkommt, und wann hätten wir wohl je die Schönheit nötiger gehabt als jetzt? Diese Nelke ist mein Luxus, und wenn meine Tanten auch meinen, ich sollte diese Groschen lieber spülen und mir nützliche Sachen, Taschentücher, Socken und Unterhosen dafür kaufen, so tue ich das doch nicht.“

„Und das ist recht,“ sagte der junge Offizier und hatte plötzlich ein ganz ernstes Gesicht: „Sehen Sie, das ist mir jetzt in diesen belgischen und französischen Städten klar geworden, in diesen Parks und Schlössern, die ich da gesehen habe, in der Schönheit, in der Anmut und im feinen und verständigen Ge-“

nüß der Schönheit sind uns die anderen voran. Ich weiß nicht, ob es so ist, aber ich glaube, bei uns hat sich diese Freude an der Schönheit noch nicht recht und allgemein entwickeln können, weil wir überall, drinnen und draußen, eingeengt und eingeschnürt waren. Und darum verspreche ich mir so viel von diesem Kriege. Ich denke er soll uns nicht nur mächtiger und reicher sondern auch freier machen, und dann werden wir auch schon einholen, was unserm Leben jetzt noch an Schönheit fehlt. Ich sage Ihnen, wenn ich nicht fest daran geglaubt hätte, daß wir eine schöne Welt vorbereiten, dann hätte ich den Krieg gar nicht ausgehalten.“

Daß wir, nach diesem Bekenntnis, die halbe Nacht in Gesprächen ohne Ende verbracht haben, brauche ich wohl nicht zu erzählen. Leider habe ich ganz vergessen, meinem neuen Freunde zu sagen, wie glücklich es mich gemacht hat, zu erleben, daß einer der deutschen Barbaren mit solchen Gedanken aus dem Felde kommt.

Uebrigens glaube ich, daß er nicht der einzige ist, der im Grauen des Krieges lernt, wie not uns die Schönheit tut.

Die Madonna mit den Perlen.

(Fortsetzung.)

Roman von Hans Dominik.

(Nachdruck verboten.)

Eva Rosen hatte in Begleitung des Vaters ihren Verlobten vom Bahnhof abgeholt. Auf dem kurzen Wege zum Schloß war William der zärtlichste Bräutigam und ritterlichste Kavaliere gewesen. Dann aber hatte er sich sogleich in die Arbeit gestürzt.

Arbeit, die buchstäblich in Bergen vor ihm lag.

Walter Rosen stand neben ihm im Atelier.

„Sieh Dir das nur an, William. Unser Postbote wußte schon nicht mehr, was los war. Jeden Tag dreimal einen ganzen Ballen von Briefen und Drucksachen.“

William Rose zog sich gemächlich den Rock aus und machte sich in aller Behaglichkeit seine Schappseife zurecht.

„Sehen wir systematisch vor, Walter. Die Zeitungen zunächst alle sorgfältig auf einen Haufen. Es wird den künftigen Besitzer des Bildes, sei er immer wer er sei, sicher interessieren, auch die literarische Geschichte des Bildes von Anfang an zu besitzen. Das ist also wertvolles Archivmaterial.“

Bei diesen Worten ging er mit der Gewandtheit eines gewerbmäßigen Päckers an die Arbeit und begann die Zeitungen in Stößen an der Wand zu stapeln, alle Briefe und Postkarten dagegen auf dem großen Tisch aufzuhäufen. Das dauerte wohl eine gute Viertelstunde und William wurde auch ohne Rock reichlich warm dabei.

„So Walter! Und nun eine ordentliche Waste paper-box, einen Papierkorb, weißt Du, denn von dieser Post wird wohl manches nicht des Aufhebens wert sein.“

Bereitwilligst entfernte sich der Älteste und brachte den mächtigen bauchigen alten Papierkorb aus seinem Studierzimmer herbei. Als er zurückkam, hatte William bereits eine ganze Reihe von Briefen aufgeschnitten, überflogen und in drei Haufen auf dem Tisch geordnet.

„So,“ sagte er, während er den größten Stoß mit einer Armbewegung in den Papierkorb schob. „Die sind erledigt.“

Walter Rosen schüttelte mißbilligend das Haupt.

„Ich bin zwar kein Kaufmann, William, aber ich habe immer gehört, daß es das erste Gebot kaufmännischer Höflichkeit ist, jeden Brief zu beantworten.“

„Keine Antwort ist auch eine Antwort,“ knurrte der Amerikaner, während er wieder einen Stoß Briefe über die Tischkante in den Papierkorb stürzte und dabei eine mächtige Dampf Wolke ausstieß. Diese Briefe benötigten ganz bestimmt keine Antwort. Und die hier . . . dabei deutete er auf die mittlere wesentlich kleinere Gruppe . . . die werde ich zwar wahrscheinlich auch kaum beantworten. Aber dafür werde ich sie desto sorgfältiger ausheben. Die sollen mir meinen Mann scharf machen. Und die hier . . . dabei zeigte er auf die letzte Gruppe, die kaum ein halbes Duzend Briefe enthielt, „die werde ich dafür auch sehr ausführlich telegraphisch beantworten.“

Beinahe liebkosend wog der Amerikaner diese wenigen Papiere in der Hand.

„Weißt Du, wie schwer sie sind? Walter.“

Sein Bruder sah ihn verständnislos an.

Was soll denn das nun wieder heißen! Ob ein Bogen

ein paar Gramm mehr oder weniger schwer war, blieb doch schließlich ganz gleichgültig.

„Ich sehe, Du errätst es nicht!“ unterbrach William diesen Gedankengang. „Zwei Milliarden Dollars, das sind mehr als 8800 Millionen Mark, stecken hinter diesen unscheinbaren Papieren. Das sind die Leute, die ich brauche und mit denen ich handeln werde.“

Und dann machte sich der Amerikaner weiter an seine Arbeit. Er sonderte, sortierte und bedachte den Papierkorb reichlicher denn je. Walter Rosen sah ihm kopfschüttelnd zu. Er hatte keine Ahnung, wie sein geschäftstüchtiger Bruder diesen Segen der Reichspost in das Haus gelockt hatte und er verstand es noch weniger, in welcher Weise William die Sendungen auszuwerten im Begriff war.

Der alte Posthalter in Dorf Kranichstein betrachtete den eleganten Herrn da vor sich mit einer Mischung von Mißtrauen und Bewunderung.

„Das ist der Bruder von Herrn Rosen,“ hatte der Briefträger ihm rechtzeitig zugestimmt. Das war also der Mann, dem seine Poststelle eine ganz unerhörte Steigerung des Betriebes zu verdanken hatte. Der Mann, von dem er auch bereits im Amtsblättchen gelesen hatte, daß er ein ungeheurer wertvolles altes Bild im Schloß entdeckt habe. Und nun kam er selber daher.

William Rose trat an den Schalter.

„Sie haben doch hier Telegrammannahme,“ begann er nach dem kurzen Gruß. „Well, ich hätte einige Depeschen aufzugeben.“

„Freilich, freilich mein Herr, wir haben hier Telegrammannahme. Aber wir schicken die Depeschen erst per Boten sechs Kilometer weiter bis zur Stadt. Direkter Draht ist nicht.“

„Gut! So! Na, das schadet ja nichts,“ meinte der Amerikaner. „Ich kann Ihnen die Depeschen doch hier übergeben und gleich bezahlen.“

„Ei freilich. Das müssen Sie sogar mein Herr, sonst würden wir sie gar nicht befördern. Fünf Pfennig das Wort, aber wenigstens fünfzig fürs Telegramm.“

Der Amerikaner lächelte sarkastisch.

„Nach dem Ausland ist es doch ein bißchen teurer?“

„Ei freilich, freilich! Da ist es teurer,“ meinte der alte Beamte und langte sich mit einiger Unsicherheit das Gebührenscheit her.

William Rose entnahm seiner Briefftasche sechs große engbeschriebene Blätter.

„Hier ein Telegramm nach Paris. Wollen Sie bitte auszählen. Der Beamte überflog den langen halb englisch, halb französisch gehaltenen Text. Nach einigem zählen und vergleichen schrieb er die Summe auf ein Blatt.

„Hier ein anderes nach Paris.“ Das Schauspiel wiederholte sich.

„Hier ein drittes nach London. Dann hier eins nach New-York. Und hier eins an den Dampfer „George Washington,“ kann jetzt noch funktetelegraphisch über Cap Race gegeben werden, und hier ein anderes an den Dampfer „Maure-

Beachtenswerte Mitteilung über Blutarmut und Bleichsucht.

(Nachdruck verboten.)



Mitleid erregend ist der Anblick eines Menschentindes mit auffallend blassem Aussehen. Gewöhnlich handelt es sich um Blutarmut und Bleichsucht, die Ursache vieler schwerer Erkrankungen und langsamen Dahinsiechens. Besonders klagen Blutarme und Bleichsucht über schnelle Ermüdung und Abspannung, großes Schlafbedürfnis, Frösteln und Wärmebedürfnis, Kälte an den Händen und Füßen, schlechten Appetit und Unlust zur Arbeit, Uebelhaftigkeit, Schwindel und Ohnmachtsanfälle. Das Aussehen ist mitunter freilich trügerisch, die Gesichtsfarbe kann auch frisch und rosig erscheinen, und dennoch zeigt das blasser Aussehen der Lippen und des Zahnfleisches unfehlbar den blutarmen Zustand an. Bleichsucht und Blutarmut treten oft sehr schlimm auf, besonders sind die daraus entstehenden Folgen recht bedenkliche. Man braucht aber die Hoffnung nicht aufzugeben. Zum Troste dieser Leidenden ist kürzlich ein sehr wertvolles Büchlein erschienen, betitelt: „Pfarrer Heumanns neue Heilmethoden“.

Es sind darin die reichen Erfahrungen des Herrn Pfarrer Ludwig Heumann in Elbersroth (Bavern) enthalten und es wird gezeigt, wie man mit einfachen Mitteln oft auch die hartnäckigsten Fälle mit Erfolg behandelt. Jedermann erhält diese Schrift umsonst, wenn er an folgende Adresse darum schreibt: Ludwig Heumann, Vertriebsstelle der Pfarrer Heumannschen Mittel, Nürnberg S. 470, Willenreutherstraße 67.

Der Ruf des Herrn Pfarrer Heumann ist schon weit über Deutschlands Grenzen gedrungen. Die weitberühmten Salben gegen offene Füße und Flechten gaben zuerst Kunde von seiner segensreichen Tätigkeit. Mit dem ihm eigenen Schatzblick erkannte er aber bald, daß die Naturwissenschaft auch für viele andere Krankheiten heilsame Mittel bietet. So war es ihm beschieden, im Laufe der Zeit auch wirksame Mittel gegen Gicht und Rheumatismus, Lungen-, Nerven-, Blasen- und Nierenleiden, Magen- und Darmleiden, sowie über Asthma, Arterienverkalkung (Schlaganfall), Erkältungskrankheiten, offene Füße, Flechten, Krätze usw. zu finden. Auch diese Krankheiten sind in dem Büchlein ausführlich beschrieben. Es ist für jeden, der es sich schiden ließ, ein unentbehrlicher Ratgeber geworden. Ueber 3000 unaufgeforderte Dankschreiben bezeugen den einzig dastehenden Erfolg eines rastlosen Forschers, welcher es sich zur Lebensaufgabe gemacht hat, der leidenden Menschheit zu helfen.

tania“, kann über die englische oder spanische Station gesandt werden.“

Der alte Posthalter krümmte sich förmlich unter der Bucht dieser Aufträge. Es kam kaum einmal im Jahre vor, daß hier ein Mensch ein Telegramm ins Ausland schickte. Und Funkentelegramme waren ihm überhaupt noch nicht begegnet. Hätte ihn William Rose nicht besonders darauf aufmerksam gemacht, so hätte er wahrscheinlich den besonderen Zuschlag für die Funkenübermittlung vergessen. Schließlich hatte er alles zusammenaddiert und es ergab sich, daß der Amerikaner einige fünfhundert Mark Gebühren zu erlegen hatte. Während er die blauen Scheine auf das Zahlbrett legte, betrachtete ihn der Posthalter wie man sich etwa ein merkwürdiges Tier im Zoologischen Garten ansieht. Fünfhundert Mark auf einem Brett zu vertelegraphieren, das war dem Postbeamten in seiner Landpraxis noch nicht vorgekommen.

Der Amerikaner hatte den Raum längst verlassen, als der Beamte immer noch auf die Blätter starrte. Es war ihm seit langen Jahren ein lieber Zeitvertreib, in den Ruhestunden die Postkarten und Telegramme zu studieren. Aber diesem englischen und französischen Text stand er machtlos gegenüber.

Mister J. C. Brown saß mit seiner Familie beim Lunch. Nach alter Sitte begann er das Mahl mit einem einfachen Hafereibrei, an den sich ein deutscher Magen niemals gewöhnt. Mit jenem porridge, auf den sie Anglosachsen dann schon in früher Morgenstunden ein kräftiges steak folgen lassen, während der Deutsche sich lieber an Kaffee nebst Brötchen hält.

Mr. J. C. Brown löffelte in seinem Hafereibrei und dazu warf er bisweilen einen Blick auf die vor ihm liegende Korrespondenz.

„Die Rosens können lachen“, meinte er plötzlich. „Da hat ihnen Freund William einen großen Job ins Haus gebracht.“

„Was ist mit den Rosens, Pa.“ fragte Daisy.

Mr. J. C. Brown reichte seiner Tochter den Brief hinüber.

„Du kannst es selber lesen, Daisy. Man hat dort ein Bild gefunden. Ein Kunstwerk ersten Ranges. Leonardo da Vinci. Erstklassige Sache. Telegraphieren will ich doch an Mr. Rosen, wie er den Fund bewertet. Fürchte freilich, die Sache wird zu kostspielig werden.“

Daisy Brown überlegte allerlei, während sie den Brief von William Rose überflog.

Ihre Stimmung war seit dem Abschiede von Dr. Otto Rosen nicht besser geworden. Immer nur hatte sie sich in den Mann eines Ideenkreises begeben, der schließlich darauf hinauskam, daß sie selber ebenfalls auf dem Gebiete der Krankenpflege tätig sein wollte.

„Was meinst Du, Pa, was solch ein Bild kosten kann? Doch wohl sicher hunderttausend Dollar. Vielleicht sogar noch mehr.“

Mr. Brown lachte behaglich.

„Ich merke, Daisy, daß die Kunst nicht Deine starke Seite ist. Ein Leonardo da Vinci für 100.000 Dollar, das wäre allzu billig. Wenn Du es mit zehn multiplizierst, wird es ungefähr stimmen.“

Wiß Daisy wurde lebhaft.

„Daß das Bild den anderen und benutze Dein Geld zu einem besseren Zweck.“

Mr. J. C. Brown ließ sein Steak einen Augenblick in Ruhe und blickte verwundert auf seine Tochter.

„Ich verstehe nicht recht, was Du meinst. Was soll ich denn mit dem Gelde machen.“

Daisy hatte sich in Eifer geredet.

„Ich will Dir sagen, was Du machen sollst. Gänge meinerwegen einen einfachen Kupferdruck für zwanzig Dollar in Deine Galerie und bilde Dir ein, daß Du das neue Bild gekauft hättest. Das Geld dafür aber nimm und errichte in New-York ein neues großes Spital. Das scheint mir die beste Verwendung des Reichtums. Errichte ein Haus, in welchem dann Hunderte von armen Menschen Hilfe und Gesundung finden können und überlaß das Bild anderen Leuten.“

Mr. J. C. Brown schüttelte lebhaft den Kopf.

„Ich verstehe Dich nicht ganz, Daisy. Ich weiß nicht, aus welchen Gründen Du plötzlich diesen ... nun sagen wir diesen sozialen Zug zeigst. Aber den ersten Teil Deines Wunsches werde ich Dir jedenfalls erfüllen. Ich bin nicht gesonnen, eine Summe, wie sie hier jedenfalls verlangt werden wird, für ein einziges Bild festzulegen. Das mögen andere tun, die mehr als ich besitzen. Wenn ich mir von Mr. Rose den Preis geben lasse, so geschieht es in der Hauptsache aus Neugierde. Ein Käufer für das Bild werde ich nicht sein.“

„Gurrah! Pa! Dann wirst Du also Dein Geld sparen, und kannst tun, um was ich Dich bat.“

Und während Daisy diese Bitte aussprach, sah sie sich im Geiste bereits an einem neuen großen Institut wirken, sah sich inmitten der Kranken und Leidenden und dachte ganz leise auch daran, daß Dr. Otto Rosen von solcher Tätigkeit sicher etwas hören würde.

In den nächsten Tagen war Schloß Kranichstein der Mittelpunkt eines lebhaften Telegraphenverkehrs. William Rose saß in dem Atelier, wie eine Spinne in ihrem Netz. Er empfing Telegramme aus allen Weltteilen und beantwortete sie diesmal im Sinne seines Bruders „mit der Pünktlichkeit eines ordentlichen Kaufmannes.“ Er ordnete seine Dokumente und Photographien wie ein Registrar von Verur.

Und dann stand er wieder in Hemdsärmeln auf der Leiter und zeigte seine Künste als Tapezierer und Dekorateur.

Denn aus der Residenz waren mächtige Ballen eingetroffen. William Rose machte sich selber ans Auspacken. Er entfaltete einen wundervollen mattleuchtenden Ponceaurot schimmernden Seidenstoff und ging daran, das bisher so nüchterne und kahle Atelier damit auszufüllen.

Fröhlich sah ihm Eva bei der Arbeit zu. Sie mußte die Entdeckung machen, daß ihr Verlobter allerlei ungeahnte Künste verstand. Bald spannte er den wundervollen Stoff in großen glatten Flächen über eine Wand. Bald wieder brachte er hier und dort Draperien an, welche den Stoff in allerlei Knoten und Guirlanden enthielten, ihn frei in anmutigem Faltenwurf zu Boden fließen ließen und so die glatten Flächen wohlthuend unterbrachen.

(Fortsetzung folgt.)

* Geschäftliches. *

Radikale Haarentziehung. Unliebsame Gesicht- und Körperhaare auf unschädliche Weise und ohne große Kosten zu verurteilen radikal zu beseitigen, war bisher ein Rätsel, dessen Lösung die damit Befassten sehr leicht herbeizuführen. Ein Mittel, die für diesen Zweck angepriesen wurden, hat es bekanntlich nie gegeben, doch war das erzielte Resultat, falls man das eine oder das andere versuchte, meist unvollkommen. Das Beste blieb noch die elektrolytische Behandlung, die jedoch immer zuerst langwierig war, und zu der man sich wegen der hohen Kosten und der Schmerzen nicht gern verstehen konnte, zumal vielfach auch noch die Narben zurückblieben. Wir nehmen daher gerne Anlaß, ein von der Firma D. Wagner, Köln 97, Blumenthalstr. 99, fabriziertes Präparat zu empfehlen, das bezüglich seiner haarvernichtenden Eigenschaft einzig dasteht und mit Recht als eine sensationelle Erfindung bezeichnet werden muß, da die Haut absolut nicht davon angegriffen wird. Die Erfindung ist beim Reichspatentamt unter Nr. 196.017 in die Patentrolle eingetragen worden. Das Präparat kann nur durch vorstehende Firma, die alleinige Patentinhaberin, direkt bezogen werden, und ist der Preis von 5 Mk. in Anbetracht der hervorragenden Eigenschaften des Mittels sehr angemessen.

* Allerlei. *

Was ein altes Haushaltsbuch vom Jahre 1698 von der „Beschaffenheit einer guten Köchin“ sagt.

„Man sagt auch von einer ganz vornehmen Frau, so ihrem Hauswesen und Küche wohl vorzustehen weiß, sie sei eine gute Köchin. Es wird damit aber nicht erfordert, daß sie alle Zeit in der Küche liege, alle Arbeit mit angreife und die Subelschürze vorbinde. Es meint manche Frau, sie erparf sich ein Großes, wenn sie dem Gefinde am Essen entziehet, indem sie sich doch selbst den größten Schaden dadurch tut, indem sie das Gefinde durch solch Tum schwierig wird und endlich bei sich denkt, wie Du mich speisest, so arbeit ich Dir. Und findet sich in solchen Häusern zuletzt nichts anderes als Lumpen-Gefinde, welches sonst nirgends geduldet wird. So daß eine solche Haushaltung endlich notwendig muß zu Grunde gehen. Eine geschickte Köchin soll gesund und frisch sein, damit sie die Arbeit mit Lust verrichte, und zum andern auch reinlich in der Kleidung, damit einem nicht vor den Speisen grauet. Wenn aber der Arbeit

zu viel wird, muß sie mit einer Gehilfin oder Schüsselwäscherin versehen werden. Reinlichkeit in Geschirr und Arbeit, damit die Töpfe gut sauber sind und alles gut vorgerichtet, Fische sauber geschuppt und Tauben und Hühner nicht mit vollen Kröpfen zu Tisch kommen, Salat mit Schneden und Raupen und Würmern, Kohl, Kartoffeln und Rüben mit Sand statt Pfeffers. Auch soll eine geschickte Köchin bedachtam und sorglich sein, daß nichts umkommt, gärt oder fault und nichts von Munden und Ragen verschleppt wird. Wenn nun die Hausfrau aber mit einer solchen guten verständigen Köchin versehen ist, so soll sie sie auch danach halten und es auf ein paar Taler Lohn und einen Jahrmarkt nicht ankommen lassen. Es ist keine Ehre für ein deutsches Frauenzimmer, wenn sie ihre Zeit in ihrer Jungfernschaft mehr in den Sälen in angenehmer Conversation zugebracht hat, als in der Küche. Wie es denn jetzt fast ist dahin gekommen, daß unsere Frauenzimmer vermeinen, es sei genug, wenn sie sich nur auf die Galanterie verstehen und als sei es gar nicht ihre Sache, sich um ihr Hauswesen zu bekümmern.“ Man sieht, die Leute von anno dazumal wußten auch, wie man sich gute verständige Dienstmoten erzieht: dadurch, daß man sie gut hält und daß man die Führung des Haushalts gut versteht.

Lebensregeln für die reifere Jugend.

Nachstehende beherzigenswerte Regeln für die reiferen Knaben und Mädchen gibt eine Mutter: Frühes Aufstehen am Morgen, frühe Bewegung im Freien, um in frischer Luft und weitem Horizonte Brust und Gemüt zu erfrischen und zu erweitern, geregelte Arbeit der körperlichen und geistigen Kräfte, Ordnung, Mäßigkeit und genaue Einhaltung der Zeit in Betracht der Mahlzeiten, des Genusses von Vergnügungen und der Ruhe. So wird Freude am Tagewerk, ein Gefühl von körperlichem und geistigem Wohlbefinden, das Bewußtsein recht zu tun, eine wahrhaft goldene Jugend schaffen.

Heilsalbe
Combustin
gesetzl. geschützt
ärztlich empfohlen für
Brandwunden.
offene Füße
Flechten
Aderbeine
hältlich in den Apotheken
in Büchsen à M. 125 u. M. 250
Allein Hersteller
F. Winter jr.
Fährbrücke 15.

Immer Geschäftsmann.
„Geb'n Se mer
a' Billekt nach
Sornheim und
zurüd!“
„Hier — macht
eine Mark und
vierzig!“
„Leg'n Se noch
sechzig Pfennig
dazu, Herr Ge-
peditör, dann
hab'n Se a' Paar
pfefine Gosen-
träger!“

+ Damenbart +
Nur bei Anwendung der neuen amerikani-
schen Methode, ärztlich empfohlen, ver-
schwindet sofort jeglicher unerwünschte
Haarwuchs spur- und schmerzlos durch
Absterben der Wurzel im Haar. Sicherer
als Elektrolyse! Selbstanwendung. Kein
Risiko, da Erfolg garantiert, sonst Geld
zurück. Preis 5 Mark gegen Nachnahme.
Herrn Wagner, Köln 97, Blumenthalstr. 99.

Honig-Rezept:
Einen vorzüglichen Brotaufstrich erhalten Sie durch
Aufkochen von 2 Pfund Streuzucker und 1 Päckchen
Salus-Honig-Aroma mit 1/2 Liter Wasser. Salus-Honig-
Aroma ist in Drog.- u. Kolonialw.-Handlg. für 10 Pf.
käufl. Wo nicht erhältlich, sendet gegen Voreinsendung
von 1 Mark die Coriolan-G. m. b. H. Berlin-Schmargendorf
zehn Päckchen Salus-Honig Aroma portofrei.

Laubsägerei
Kerbschnitt u. Holzbrand
Werkzeuge, Holz, Vorlagen etc.
I. groß. Ausw. bill. Katalog grat.
J. Brendel, Mutterstadt 2 Platz



Jede Dame wünscht sich einen Federhut.
Die allerbesten Federn sind „Atama“
Edelstraufedern, solche bleiben 10 Jahre schön
u. sind nur v.
Hesse, Dresden, Scheffelsir.
zu beziehen. — Weiß: 30 cm lang 9 Mk.
40 cm 15 Mk., 50 cm 30 Mk., 60 cm 84 Mk.
Schmale Federn, nur 15—18 cm breit, ca.
1/2 m lang, kosten bei uns 2 Mk., 1/2 m Strauß-
federn 3, 4, 6, 8, 10 Mk., Reiter 1—30 Mk.
Auswahl gegen Standangabe.

Heimarbeit für Damen
bis 10 Mk. wöchentlicher Verdienst durch
leichte dauernde Beschäftigung!
Muster u. Prosp. geg. 40 Pfg. in Marken.
W. Röhm, Leipzig 567 Burgstrasse 26.

Damen
welche Helmarbeit suchen, wollen hier-
über Beschreibung und Muster gegen
30 Pfg. (Marken) verlangen, von
Klara Rothenhäusler, Kempten 17, Bayern.
Erstes und ältestes Geschäft dieser Art
in Deutschland.

Für Ihren Bräutigam,
Mann oder Bruder, ob feldgrau oder
nicht, ist die prächtige und praktische
Weltkriegs-Brieftasche
D. R. G. M. zugleich Banknotentasche mit
Kriegschronik u. Notizbuch das schönste
Geschenk, welches bestimmt viel Freude
bereitet. Viele Nachbestellungen! Preis
1 Mark. Porto extra. **Richard
Raschdorf, Frankenstein, Schles.**

Karbid-Lampen!
(ein Vertrauens-Artikel)
Tischlampen M. 6.50
Hängelampen M. 8.50
Wandlampen M. 4.50
Sturmlaternen M. 7.50
— Versand nur per Nachnahme. —
Josef Eller, Andernach a. Rhein,
Installationsmeister.

**Alle Sorten Jagd- u.
Luxus-Waffen**
kauft man am best.,
billigst, unt. 3 Jahr.
Garantie direkt von
der **Waffen-Fabrik**
Emil v. Nordheim
Mehlis in Thür.
Haupt-Katal. grat. u. fr.
Anschickend. — Teilzahl.
an sich. Personen ist gestattet.

7 Bestandteile enthält mein prima
Butterpulver. Muster für
2 Pfund gegen 50 Pfg.
Orbicot-Versand, Breslau B. 165.

Ueber das so sehr erfolgreiche u. durch
zahllose freiwill. Anerkennungen belobte
„**Meyhoefer's Lungenheilmittel**“
erteilt kostenlos Rat und Auskunft
Frau Lohhausen, Berlin SW.,
Kreuzbergstr. 46, Portal I, vorn 4 Trp.

Jeder Herr, welcher schön sich
kleiden will, verlange
Pracht-Katalog No. 11 gratis und
franko über wenig getragene
Kavalier-Garderobe vom
besten Publikum stammend.
Elster, Paletots M. 8-25
Anzüge, 1 u. 2 Rkg. „7-30“
Kein Risiko! Für Nichtpassendes
sende **Geld zurück.**
J. Kalter, München, Tal 19.

Vorstudien.
„Angefragte,
haben Sie über-
haupt einen Be-
griff von Geseh
und Recht?“
„Na und ob,
Herr Staatsan-
walt, voriges
Jahr bin ich drei
Monate lang mit
einem Schu-
manngegangen.“

Bech.
Herr (zum
Freunde, der im
Gebirge war):
„Und da hast Du
nicht mal einen
Sonnenaufgang
dort geseh'n?“
Freund: „Da
hatte ich Bech!
Stand so zeitig
uff, lauerte egal,
uff amal war's
taghell . . . war
das Luderchen
hinter meinem
Rücken uffge-
gangen!“

Strickmaschinen
sind das beste Erwerbsmittel.
Katalog frei. P. Kirsch, Braunschweig.

Niemand hat gesunde Beine
jetzt nöriger als die Dahmgebliebenen,
welche den wirtschaftlichen
Kampf durchzuhalten haben.
Schwere Leiden sind häufig die Folge
Krampladern, Bei Beinge-
schwären, Aderbeinen, Ge-
schwulst, Entzündung, nasser
Flechte, Salzfuss, trockener
Flechte, Gelenkverrückung,
Steifigkeit, Pflaß, Rhuema,
Gicht, Ischias, Hüftweh,
Elefantiasis verlang. Sie Grati-
s-broschüre: „Lehren u.
Ratschläge für Beinleidende“ von: Sani-
tätsrat Dr. R. Weiss & Co., Hamburg G. 18.

Für Mark 2.—
liefere eine photographische Vergrößerung 35x45 cm
Brustbild Lebensgröße nach jeder
Photographie.
Spezialität: Soldatenbilder
in feldmarschmäßiger Ausrüstung, auch nach Civil- oder
Gruppenbildern. Versand per Nachnahme oder vorheriger
::: Einsendung von Mk. 2.50 incl. Porto und Verpackung. :::
Aehnlichkeit garantiert.
Elisabeth Uhr, Berlin-Friedenau, Fregestraße 18.